

Region

«Bei Gewalt ist zu Hause bleiben keine Lösung»

Häusliche Gewalt Um sich vor dem Coronavirus zu schützen, sollten die Menschen zu Hause bleiben. Wer dort allerdings Gewalt erlebt, muss auch davor geschützt sein. Ein Dilemma für die Frauenhäuser, sagt Geschäftsführerin Marlies Haller.

Lea Stuber

Frau Haller, müssen wir davon ausgehen, dass Fälle häuslicher Gewalt in nächster Zeit zunehmen werden?

Marlies Haller: Es ist noch etwas früh, um das zu belegen, aber es ist sehr wohl möglich, dass die Zahl steigen wird. Zu Hause zu bleiben, ist bei häuslicher Gewalt fatal. Unsere Erfahrung und die Dynamik von häuslicher Gewalt zeigen, dass Stressfaktoren zu mehr Gewalt führen können.

Sie sehen die aktuelle Situation als einen Stressfaktor?

Ich gehe nicht davon aus, dass gesunde Beziehungen deswegen Gewalt erleben. Aber die Situation kann für Beziehungen, die gewalttätig sind oder das Potenzial dafür haben, zusätzlichen Stress bedeuten. Es sind viele Leute zu Hause, vielleicht auch Kinder, es ist eng, man sollte Homeoffice machen oder hat vielleicht keinen Job und kein Einkommen mehr.

Was passiert in diesem Moment mit einer bereits belasteten Beziehung?

Es gibt keine klassische Mustersituation. Es ist aber denkbar, dass die Beziehung und die Familienkonstellation durch das ungewöhnliche enge Zusammensein schwieriger wird. Was hinzukommt: Frauen, die häusliche Gewalt erleben, sind oft so wieso schon sehr isoliert – sie wagen nicht darüber zu reden, sie schämen sich. Die jetzige Situation provoziert zusätzliche Isolation. Darum ist es wichtig, dass die Frauen wissen: Weggehen ist möglich. Zu Hause bleiben bei Gewalt ist keine Lösung. Sie müssen sich Hilfe holen, bei Freundinnen oder in der Nachbarschaft, bei den Beratungsstellen oder bei den Frauenhäusern. Die sind erreichbar und offen.

Wie gross ist die Gefahr für die Kinder, die jetzt auch zu Hause sind?



Marlies Haller
Geschäftsführerin der Stiftung gegen Gewalt an Frauen und Kindern, zu der die Frauenhäuser in Bern und Thun gehören.



Eine bereits angespannte Situation kann sich verschärfen, wenn die Menschen jetzt mehr Zeit zu Hause verbringen. Foto: Getty Images

Kinder sind immer betroffen von häuslicher Gewalt. Vielleicht nicht von tätlicher Gewalt am eigenen Körper, aber als Zeuginnen und Zeugen, weil sie vor Ort sind. Je mehr sie zu Hause sind, desto mehr können sie Zeugen werden. Gleichzeitig können sie den Stress der gesamten Situation erhöhen – sie müssen beschäftigt werden, man muss alles unter einen Hut bringen.

Kann durch die aktuelle Situation auch in einer Beziehung Gewalt entstehen, die vorher nicht missbräuchlich war?

Wir haben in der Schweiz noch nie eine Pandemie erlebt, wir wissen nicht, was das mit der Gesellschaft macht. Grundsätzlich hat häusliche Gewalt neben den erwähnten Stressfaktoren mit Machtverhältnissen zu tun. Sie entsteht dort, wo jemand über je-

manden bestimmen kann – sei es physisch, psychisch, sozial, ökonomisch – und die Person sich nicht wehren kann. Wenn nun die angespannte Lage mit dem Coronavirus so weitergeht und Leute in eine Stresssituation kommen, die es vorher nicht waren, dann kommen wir in eine längere schwierige Phase, denke ich.

Wie gehen die Frauenhäuser mit dieser Situation um?

Unsere beiden Betriebe in Bern und Thun mit Platz für normalerweise sieben beziehungsweise sechs Frauen und ihre Kinder sind offen. Und solange alle Mitarbeiterinnen gesund sind, wird das so bleiben. Wir passen die Organisation in unseren Häusern zum Schutz der Mitarbeiterinnen und Klientinnen aber an. Ein Zimmer ist als Reserve für einen allfälligen internen Verdrachtsfall frei. Wir können also

bereits jetzt je eine Frau weniger aufnehmen. Zusätzlich haben wir die Kinder im Haus, die nicht mehr in die Schule gehen. Es wird auch eng bei uns, weil wir für die Frauen fast keine Anschlusslösungen mehr finden. Eine Wohnung suchen, Möbel kaufen, zügeln – all das ist im Moment nicht möglich. Da stehen wir vor einem Berg.

Die beiden Frauenhäuser sind im Moment voll belegt. Können sie in dieser Situation überhaupt noch zusätzliche Frauen aufnehmen?

Wir sind öfters voll, nicht nur jetzt. Wenn wir bei einer Frau feststellen würden, dass eine Gefährdung vorhanden ist, würden wir einen anderen Platz suchen. Mit der Pandemie wird das jetzt schwieriger, weil alle Frauenhäuser in der Schweiz dieselben Probleme haben. Wir müssen also –

je nach Gewaltsituation und Gefährdung – andere Lösungen bereithalten. Sei es in einer anderen Institution, in einem Hotel, in einer Wohnung. Das ist eine extreme Herausforderung.

Wie können Sie die Sicherheit in einem Hotel oder in einer Wohnung gewährleisten?

Das hängt von der einzelnen Situation ab. Woher kommt die Gefahr? In welcher Intensität kommt sie? Man kann zum Beispiel durch die Lage der Wohnung Sicherheit schaffen, indem sie entweder an einem belebten oder im Gegenteil an einem sehr abgelegenen Ort ist.

Was raten Sie Frauen, die Angst vor Gewalt durch den Freund, Partner, Vater haben?

Wenn Gewalt bisher keine Thema war in der Familie oder Beziehung, ist die Pandemie kein

Erleben Sie zu Hause Gewalt?

2018 gab es in der Schweiz über 18'000 Straftaten im Bereich häuslicher Gewalt, also Drohungen, Nötigungen, Körperverletzungen, bis hin zu Tötungsdelikten. Unterstützung bieten in diesen Fällen zum Beispiel die Frauenhäuser. Im Kanton Bern sind die drei Frauenhäuser in Bern, Thun und Biel dank der neuen Hotline Appelle rund um die Uhr telefonisch erreichbar, und zwar unter 031 533 03 03. Daneben gibt es die Beratungsstellen Vista in Thun, die Opferhilfe in Bern und Solfermes in Biel. Männer, die häusliche Gewalt erleben, können sich an die Berner Opferhilfe wenden. Personen, die in der Partnerschaft Gewalt ausüben, können sich an die Fachstelle Gewalt oder an die Berner Interventionsstelle gegen Häusliche Gewalt wenden. Für Männer bietet Letztere unter anderem ein Lernprogramm in kleinen Gruppen an. Dort lernen sie Methoden, um aus dem Gewaltkreislauf auszusteigen und Konflikte ohne Gewalt auszutragen. Seit Dienstag können keine Gruppenangebote und direkten Gespräche mehr stattfinden. Die Beratungen werden telefonisch fortgeführt, wie Stellenleiterin Lis Füglistler sagt: «Es ist wichtig, dass die Personen in dieser ausserordentlichen Situation nicht allein gelassen werden.» (lea)

Grund, Angst vor Gewalt zu haben. Aber wenn die Situation schon angespannt ist, es vielleicht schon Gewalt gegeben hat, dann rate ich den Frauen, dass sie sich nicht beeindrucken lassen von der behördlichen Aufforderung, zu Hause zu bleiben. Es ist möglich und richtig, wegzugehen, wenn man das will.

Und was raten Sie Männern, die zu Gewalt neigen?

Es ist ganz wichtig, dass sich auch Männer Hilfe holen – diejenigen, die Opfer werden, aber auch die Täter. Wer merkt, dass er etwas getan hat, das nicht in Ordnung ist, wer etwas ändern will, findet Beratungsstellen. Gewalt löst sich nicht auf, indem man nur die Opfer berät und versteckt. Gerade der Täter muss auch an seinen Mustern arbeiten. Dann kann sich die Gewaltsituation vielleicht auflösen.

Den selbstständigen Pflegerinnen geht das Desinfektionsmittel aus

Schutzmaterial Masken und Co. werden Mangelware bei rund 220 freiberuflichen Pflegefachpersonen im Kanton Bern, die Menschen zu Hause betreuen. Sie stehen vor dem Entscheid, Patienten in Spitäler zu bringen.

Es ist ein Hilferuf, den die Berner Sektion des Berufsverbands der Pflegefachfrauen und Pflegefachmänner (SBK) absetzt. Masken, Desinfektionsmittel, Handschuhe, Schutzkleider, Brillen: Was das Bundesamt für Gesundheit an Arbeitsmaterial für Pflegenden in der aktuellen Situation vorschreibt, ist nicht für alle verfügbar. Betroffen sind im Kanton Bern rund 220 freiberufliche Pflegerinnen und Pfleger, von denen ein grosser Teil in der Psychiatrie tätig ist. «Die Selbst-

ständigen fallen durchs Netz», moniert Cornelia Klüver, Präsidentin der SBK-Sektion Bern. «Sie können die Qualität ihrer Arbeit nicht mehr sicherstellen, sich selbst nicht mehr schützen.»

Kanton hat Hilferuf gehört

Das kann fatale Folgen haben, nicht nur für sie selbst und die betreuten Patienten. Geht den Pflegenden das Material aus, bleibt nur der Weg in die Spitäler. Und das in einer Situation, in

«Mit 50 Masken kommt man in Zeiten einer Pandemie nirgends hin.»

Cornelia Klüver
Präsidentin der Berner Sektion des Berufsverbands der Pflegefachfrauen und Pflegefachmänner

denen die medizinischen Einrichtungen auf eine Überlastung zutreiben. Der Kanton hat den Hilferuf gehört. Man prüfe aktuell, einen Notvorrat an Masken zur Verfügung zu stellen, antwortet Gundekar Giebel seitens der Gesundheitsdirektion. Sie sind gedacht für jene Freischaffenden, die ein Pensum von 60 Prozent leisten und in der Behandlungspflege tätig sind. Dies, obschon die selbstständigen Pflegenden mit kantonalem Leistungsvertrag verpflichtet sind,

selbst vorzusorgen: Sie müssen selbstständig ein «Notlager» mit Masken für den Pandemiefall führen.

Vorräte gehen zur Neige

Sie wisse nicht, ob alle der Freiberuflichen ein solches Lager eingerichtet hätten, gesteht Klüver ein. «Doch selbst wenn, mit 50 Masken kommt man in Zeiten einer Pandemie nirgends hin.» Das Problem sei, dass der Kanton die Institutionen unterstütze, sich aber nicht für Einzel-

personen zuständig fühle. Ihnen werde die Arbeit erschwert, weil sie sich auf die Suche nach Schutzmaterial machen müssten. Material, das so ohne weiteres nicht mehr erhältlich sei. Sie meint damit nicht nur die Masken, sondern auch Desinfektionsmittel. Daher hat der SBK, der grösste Berufsverband im Gesundheitswesen, nun auch auf schweizerischer Ebene diese Ungleichbehandlung angeprangert.

Chantal Desbiolles